



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wülcker, B.: Von alten Büchern : ein Kritiker aus dem achtzehnten
Jahrhundert : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Don alten Büchern

Ein Kritiker aus dem achtzehnten Jahrhundert

Don B. Wülker

(Schluß)



hilippi, der es verstand, immer und überall Argernis zu erregen, hatte wegen einer boshaften Äußerung über den Leutnant von Ratte, den unglücklichen Vertrauten des Kronprinzen, von zwei Verwandten Rattes arge Schläge hinnehmen müssen. Da schrieb Viscow seinen „Glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici von dem Zustande in welchem er den (S. T) Herrn Prof. Philippi den 20^{ten} Junii 1734 angetroffen.“

„Da der Herr Prof. Philippi heute das Unglück gehabt hat, von zween Personen, mit welchen er in Händel gerathen, sehr übel zugerichtet zu werden, ward ich Endes Unterschriebener zu ihm gefordert und verfügte mich so gleich nach seiner Behausung. Ich traf denselben auf einem Ruhe-Bette, noch in seinen Kleidern, und in einer tiefen Ohnmacht liegend an.“ Der Arzt bringt ihn durch einen kräftigen Balsam wieder zum Bewußtsein, untersucht ihn und findet außer unterschiednen Striemen und Beulen eine gefährliche Kopfwunde. Er will den Patienten über seinen Zustand beruhigen, aber der fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht, und angeichts des nahen Todes weicht die unselige Verblendung seines Gemüths von ihm. Er sieht jetzt seine Schriften wie sie sind, in ihrer ganzen Scheußlichkeit, er schlägt in sich, flucht der elenden Schmiere, die ihn zu einem Liedlein in der gelehrten Welt gemacht hat, und bittet den Doktor, von seiner Reue und Bekehrung zu zeugen. Hierauf „kehrte er das Gesicht gegen die Wand und weinete bitterlich.

Wie nahe ist der arme Mann der Verzweiflung nicht gewesen? Doch hat er sich endlich noch ziemlich gefasset und ein Ende genommen, das sehr erbaulich ist.

Er starb den 21^{ten} Junius Abends um 6 Uhr 53 Minuten. Eine halbe Stunde vorher wiederholte er nochmahl das gethane Bekänntniß von der Scheußlichkeit seiner Schriften, bereuete mit Thränen, daß er sie gemacht, und ließ alle diejenigen, die noch nicht gedruckt waren, vor seinen Augen verbrennen. Wie dieses geschehen war, rief er ganz freudig: Nun will ich gerne sterben. Und ach! fuhr er seufzend fort, was wolte ich darum geben, daß ich meine schon gedruckten Schriften eben so vernichten könnte! Aber es gehet leider! nicht an. Er wolte noch mehr sagen: Allein der Tod überreilte ihn und machte seinen Klagen und seinem Jammer ein Ende.“

Ein Exemplar dieses glaubwürdigen Berichts wurde, noch feucht vom Druck, Philippi zugestellt. Philippi schrieb eilends eine Widerlegung, aber er veröffentlichte sie nicht unter seinem Namen, sondern gab ihr den Titel „Bedenken der Geheimen patriotischen Assemblée.“ Da ließ Viscow die Schrift erscheinen, die, wie keine andre, noch heute dem einen sein U, dem andern sein Nachtigall ist, die „Bescheidene Beantwortung der Einwürffe wieder die Nachricht von dem Tode des Herrn D. Philippi.“ Ich lege sie

dem Leser zur Beurteilung vor. Allerdings gebe ich nur einen Auszug, wie denn auch alles bisher angeführte sehr zusammengezogen oder auch aus einzelnen zerstreuten Sätzen zusammengestellt ist. Viscons's breite, gemächliche Darstellung kann das schon vertragen; sie fließt mitunter dahin wie ein altmodisches Rondo, das lustig mit seinem Thema spielt, es mit allerhand Veränderungen und zierlichem Beiwerk ausschmückt und es immer und immer noch einmal vorträgt. Die Bescheidene Beantwortung ist dreißig Seiten lang.

Andava combattendo ed era morto
(Tasso)

Ich habe zu meiner nicht geringen Befremdung erfahren müssen, daß es wunderliche Leute gebe, die meine wahrhafte Nachricht von dem Tode des Hrn. Prof. Philippi vor falsch und den glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici vor erdichtet auszusprechen das Herz haben.

Ich bin zwar sonst ein Feind von allen Zänkereyen und gönne einem jeden gerne seine Meinung. Ich habe Narren gefannt, die zu der Zeit, als der vorige König in Schweden vor Friedrichshalle erschossen wurde, aus einer unfinnigen Neigung gegen diesen Prinzen in langer Zeit nicht glauben wollten, er sey wirklich todt; aber diese Phantasten giengen doch nicht so weit, daß sie diejenigen, so andrer Meinung waren als sie, vor Lasterer und Majestätshänder gehalten hätten. Wenn demnach meine Gegner nur halb so viel Vernunft gegen mich gebraucht hätten als diese Gecken, so würde ich ihren ungereimten Widerspruch ihrer, obgleich unvernünftigen, Liebe zu einem verstorbenen Freunde zu gut gehalten haben. Aber so kan ich unmöglich schweigen. Ihr Verfahren gegen mich ist gar zu grob und ehrenrührig.

Wenn ich gesaget hätte, der Herr Prof. Philippi habe seinen Vater ermordet, wenn ich fälschlich vorgegeben hätte, er sey um dieser oder anderer Mißthat willen durch Schwert, Strang, Rad oder Feuer auf eine schimpfliche Art vom Leben zum Tode gebracht worden, so möchten die entseßlichen Scheltworte, welche die Freunde des Herrn Prof. Philippi gegen mich ausgestossen haben, vielleicht einigermaßen zu entschuldigen seyn. Allein da mein ganzes Verbrechen darinn besteht, daß ich gesaget habe, der Herr Prof. Philippi sey auf seinem Bette sanft und selig mit den erbaulichsten Gedanken eingeschlafen, so weiß ich gewiß, daß ein jedes ehrliebendes Gemüth über die Unbescheidenheit meiner Widersprecher erstaunen und sich von der Gemüthsbeschaffenheit derselben einen gar schlechten Begriff machen wird.

Ich glaube nicht, daß seit der Zeit es gebräuchlich ist, daß Gelehrten gegen einander schreiben, jemahlen ein ehrlicher Mann wegen einer Sache von so weniger Erheblichkeit auf eine so entseßlich grimmige und plumpe Art angegriffen worden. Ich habe gesaget, der Herr Prof. Philippi sey gestorben. Dieses leugnen meine Gegner und sagen, der Herr Prof. Philippi lebe. Ich will setzen, sie hätten Recht; aber würde dieses genug seyn, mich zu einem Pasquillanten und infamen Scribenten zu machen? Kan denn das, was ich von Herrn Prof. Philippi gesaget habe, seiner Ehre nachtheilig seyn?

Sterben ist kein Schelmstück, sondern eine der natürlichsten Pflichten eines Menschen. Die ehrlichsten und tugendhaftesten Männer können sich derselben nicht entbrechen und haben sie zu allen Zeiten so wenig vor schimpflich gehalten, daß sie vielmehr den größesten Theil ihres Lebens angewendet haben, sich zu deren Beobachtung geschickt zu machen. Schimpfet man demnach den Herrn Prof. Philippi, wenn man sagt, er sey gestorben und an den Ort gegangen, Quo pius Aeneas quo Tullus dives & Ancus?

Er wäre nicht der erste ehrliche Mann, dem dieses begegnet: Abstulit clarum

cita mors Achillem, Abraham und die Propheten sind gestorben und bleiben darum doch wohl, wer sie sind.

Meine Gegner, die sich so unnütze machen, sind nicht im Stande gewesen, ihrer verzeifelsten Sache auch nur den geringsten Schein zu geben. Alles was sie gegen meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi vorbringen, bestehet in einem leeren und unbescheidenen Widerspruch oder in schändlichen Sophistereien.

Was soll es heißen, daß sie sprechen: Der Herr Prof. Philippi sey vom 20sten Junius bis dato gesund gewesen, und den 30sten August von Halle nach Göttingen gereiset? Die ganze vernünftige Welt mag urtheilen, ob ein Mensch, der den 21sten Junius gestorben ist, bis dato gesund seyn, und den 30sten August von Halle nach Göttingen habe reisen können? Solte man nicht Blut dabeyweinen?

Wer den seel. Mann gekannt hat, der weiß, daß er sehr empfindlich und hitzig war. Ist es glaublich, daß er, wenn er noch lebte, meine Nachricht von seinem Tode unbeantwortet gelassen haben würde? Ich will hier nicht untersuchen, wie weit sein Zeugniß in einer Sache, die ihn so nahe angeht, gelten könnte: So viel ist indessen, deucht mich, gewiß, daß wenn der Herr Prof. Philippi einmal sagte, daß er noch im Leben, dieses ein Einwurf wieder meine Nachricht seyn würde, der nicht zu verachten wäre.

Aber so geberdet sich der Herr Prof. Philippi nicht anders, als der Zustand eines Menschen, der wahrhaftig gestorben ist, mit sich bringet. Er sagt kein Wort; und obgleich ganz Halle und halb Deutschland über die Nachricht von seinem Absterben in Bewegung kömmt, so rührt er sich doch nicht.

Mich deucht, diese einem Verstorbenen so wohlanständige Aufführung beweiset klärllich, daß meine Nachricht von seinem Tode wahr sey, und ist allein fähig, meinen unverschämten Gegnern das Maul zu stopfen.

Ich weiß wohl, diese Herren haben in ihre Schrift einen Brief eingerückt, den der Herr Prof. Philippi an sie geschrieben haben soll. Aber dieser Brief ist zu nichts weniger geschickt als meine Nachricht umzustossen. Der Herr Prof. Philippi sagt darinn mit keinem Worte, daß er noch lebe. Ist es aber zu glauben, daß er eine so schöne Gelegenheit, mich zu Schanden zu machen, würde haben vorbehey gehen lassen, wenn er sich getrauet hätte, meiner Nachricht zu widersprechen? Er ist viel zu ehrlich dazu. Er spricht nicht, daß sie falsch sey. Alles was er thut ist dieses, daß er sie nebst den Schriften gegen dieselbe der Patriotischen Assemblée zuschicket und sich ihr Bedenken darüber ausbittet. Man siehet hieraus, daß der Herr Prof. Philippi selbst nicht weiß, ob er lebet oder todt ist. Zeigt aber diese Ungewißheit, in welcher ein lebendiger Mensch sich unmöglich befinden kan, nicht deutlich genug, daß der Herr Prof. Philippi wirklich gestorben sey? Und dennoch schämen sich diese Leute nicht zu behaupten, der Herr Prof. Philippi lebe, ob gleich dieser ehrliche Mann aufrichtig bekennt, daß er selbst davon nichts weiß. Ist es nicht eine entsetzliche Frechheit?

Was das Ding anlanget, daß zu Göttingen unter der Gestalt und dem Nahmen des Herrn Prof. Philippi herumgehen soll, so lasse ich mich darauf nicht ein. Ich habe deßfalls noch keine zulängliche Nachricht eingezogen. Wenn ich aber meine unvorgreifliche Meinung sagen soll, so halte ich davor, daß der Teufel sein Spiel darunter habe, und glaube, daß wer kein Atheiste oder Thomastianer ist, meine Meinung wo nicht vor wahrscheinlich doch vor erbaulich halten wird. Was sich mit dem bekannten Wagner zu Wittenberg auf öffentlichem Markte zuge tragen hat, das ist frommen Christen aus der wahrhaftigen Historie von D. Faust bekannt. Der Teufel ist noch eben so mächtig als er damals war und mag vielleicht seine Ursachen haben, warum er sich jeko in der Gestalt des Herrn Prof. Philippi zu Göttingen sehen läffet. Wer weiß, ob er nicht, als ein abgesetzter Feind aller guten Anstalten, der neuen Universität dadurch einen Schandfleck anzuhängen suchet?

Ich will diese Muthmaßung zwar niemanden aufdringen; das glaube ich aber ganz gewiß, daß der Philippi der ich zu Göttingen zu sehen seyn soll, nicht der rechte Philippi sondern sein Gespenst und also weit geschickter ist, meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi zu bestärken als verdächtig zu machen.

Hat jemand hieran noch einigen Zweifel, der warte nur noch eine kleine Zeit, so wird sich weisen, ob dieses, in der Gestalt des Herrn Prof. Philippi zu Göttingen umhergehende Gespenst nicht plötzlich verschwinden und einen Gestank hinter sich lassen wird.

Disparaissez donc, je vous prie,
Et que le Ciel par sa bonté
Comble de joye et de santé
Votre défunte Seigneurie!

(Molière.)

* * *

Man hat Viscow mit Lessing verglichen. An freiem, unbefangnem Humor stellt ihn Julian Schmidt weit über Lessing.

Als Stilist kann Viscow den Vergleich wohl aushalten. Sein Stil ist von schöner Einfachheit, lebhaft und ungezwungen, frei von der ärmlichen Pedanterie und mühsamen gespreiztheit seiner Zeit. Lessings Schreibart, diese Vereinigung von durchsichtiger Klarheit und edelm Feuer, diese lebendige, unmittelbare Zwiegesprache mit dem Leser gehört ihm und ihm allein. Aber auch bei Viscow hat man oft den Eindruck gesprochener Rede, und seine Schriften enthalten viele Parallelstellen zu Lessing'schen Aussprüchen.

Von besonderm Interesse für Freunde Lessings ist Viscow's „Unpartheische Untersuchung.“ In dieser Schrift hat Viscow seine Grundsätze über die Rechte und die Schranken der Kritik niedergelegt, er hat Regeln gegeben, „nach welchen sich ein Gelehrter in seinem Straf=Amte zu richten,“ und diese Regeln stimmen überein mit den Stufen der „Tonleiter,“ die Lessing für den Kunstrichter aufgestellt hat: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger, abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhniisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Rabalenmacher. (Antiqu. Brse.) Den schönsten Ton in dieser Skala — „mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister“ — hat Viscow freilich kaum einmal angeschlagen. Der Satiriker hat in ihm die Oberhand über den Kritiker. Seine Kritik ist immer polemisch, Lessings Polemik ist immer kritisch.

Lessing stellt seine ganze Persönlichkeit, sein Wissen, die kühne Kraft seiner Rede in den Dienst der Kritik. Ihm gilt es immer und allein um die Wahrheit. Auch wenn sein Stil „die ungewöhnlichsten Cascaden macht“ und „mutwillig mit der Materie spielt,“ so dient doch jedes Wort, jeder Vergleich nur der Sache, und all das leichte Federspiel, die „ägyptischen Grillen und chinesischen Fragenhäuserchen,“ fügen sich zum schönen klaren Bild, an dem kein Strich fehlen dürfte. Die Kritik ist für ihn „eine Kunst und eine Wissenschaft.“ Seine polemischen Briefe, die sich so ungezwungen lesen, geben in ihrem vollendeten Aufbau seinen Dramen nichts nach. Alles strebt auf das Eine hin, worauf es ankommt, organisch und unfehlbar drängt alles von

der Peripherie nach dem Mittelpunkt, die hohe Kunst ist mit höchster Kunst verborgen. Aus dem uner schöp flichen Schatz seiner Gelehrsamkeit holt er nur genau so viel hervor, als nötig ist, das Verfochtne zu erweisen, er gibt sich als Suchender, er vergönnt es uns, seine Gedanken mitzudenken, ihn auf seinem Weg zu begleiten, und führt uns mit sich hinauf zu seiner klaren Höhe. Unerbittliche Logik, durchdringender Scharfsinn, treffender Wit, schlagende Beweise, das sind die guten Waffen, mit denen er kämpft, das ist seine „Lefsingheit,“ mit der er „Göze zerreibt.“*)

Und nicht seine schlechteste Waffe ist der Humor. Ein warmer, alles umfassender Humor durchglüht und durchleuchtet Lessings Schriften, er erzählt mit heiterer Anmut von dem fröhlichen nackten Völkchen, das auf seiner stillen Insel im Großen Ozean die Sprache Luthers redete, er hat Worte bitterm Hohns für die Heuchler und Toren, die den Sturmwind aus der Natur verbannen möchten, weil er ihnen ihre ganze kostbare Drangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen hat. Wie ein Sonnenblick einen düstern Herbsttag, so erhellte er den finstern Ernst der letzten Antiquarischen Briefe. Und als Lessing sein neugebornes Söhnchen begraben muß, als der kleine Ruchelkopf ihm auch noch die Mutter mit fort zerrt, da weiß sein Schmerz sich nicht anders zu geben, als in kalten, verzweifelten Worten tragischen Humors.

Ein Satiriker wollte Lessing nicht heißen. „Ich habe die satirische Schreibart, Gott sei Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Wahrlich, man hat unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit, mit Wärme gesagt, als Satire verschreiet.“

„Wahrheit mit Wärme gesagt“ — bescheidner und treffender konnte Lessing seine Kritik nicht charakterisieren.

Liscow sagt die Wahrheit mit Lachen. „Ein jeder muß schreiben, wie es sein Naturel mitbringt. — Ich habe über die Fehler meiner Gegner gelacht: Aber waren sie nicht lächerlich? Sollte ich darüber weinen? Sollte ich mich über fremde Thorheit betrüben? So traurig bin ich nicht. Ich esse mein Brod mit Freuden und trinke meinen Wein mit gutem Muth. Ich sehe alles was in der Welt vorgehet, mit Gelassenheit, und größten theils von der lächerlichen Seite an. Und ich befinde mich wohl dabey. Die Weisheit kömmt auch in eine lustige Seele. Der Vortrag der Wahrheit ist willkürlich. Man kann sie auch im Lachen sagen.“

Und sein Lachen ist fröhlich und sorglos, seine Ironie hat nichts von dem Kalten, Spitzigen, das diese Form leicht so unerquicklich macht. Es ist ein frischer, kräftiger Luftzug, der durch seine Satiren weht und die „possirliche Schulgravität der lateinischen Köpfe“ zerzaust.

Aber Liscow lacht so gern und versteht es so gut, andre zum Lachen zu bringen, daß er zuweilen mehr an die „privat Belustigung seiner Freunde“ denkt als an den Dienst der Wahrheit. Es war in folge einer Wette, daß er

*) „Göze hat sich ex officio dagegen expectorirt, und nun packt ihn Lessing mit seiner ganzen Lessingheit an und wird ihn wahrscheinlich zerreiben.“ (Boß, Briefe I, 201.)

(„in weniger als 24 Stunden“) seine erste Satire schrieb und also „um seiner Sünden willen ein Scribent“ ward. Nach seinen „Regeln“ soll der Kritiker „nur von den Schriften urtheilen,“ er will so wenig wie Lessing „Persönlichkeiten in die Urtheile eingeflochten“ wissen, aber seine Theorie hält nicht stand gegen die irrlichtelierenden Sprühteufel der mutwilligen Einfälle. Er möchte lieber „Feuer im Maul halten als einen sinnreichen Einfall verschweigen,“ und eine fröhliche Stunde ist es für ihn, wenn ihm ein elender Skribent über den Weg kommt, „ein Mann, mit dem man seine Lust haben kann.“ Der unbedeutendste Gegner ist ihm der willkommenste, in corpore vili kann man die lustigsten Experimente anstellen.

Und nie ist er ausgelassener, als wenn er die Miene der gekränkten Unschuld annimmt. Auf einen treuherzigen Ton versteht er sich meisterhaft. Der Wolf, dem das Lamm das Wasser getrübt haben sollte, kann sich nicht entrüsteter gebärdet haben als der Spötter, der Himmel und Erde zu Zeugen seiner kecken Erdichtungen aufruft. Er läßt seinen Hampelmann die possierlichsten Sprünge machen, zieht an allen Fäden und freut sich, wie das Männchen zappelt. Und wenn er es genug hat tanzen lassen, wirft ers in den Kasten und sagt: So! Jetzt ist der Hanswurst tot.

Viscows heitere, mutwillige Laune und Lessings leidenschaftlicher, gewaltiger Humor lassen sich nicht gegeneinander abwägen. Am wenigsten läßt sich aus der Verschiedenheit der Weltanschauung, des Temperaments und des Charakters, und demnach auch des Humors, eine Überlegenheit Viscows begründen. Ebenfogut könnte man der behaglichen, in sich selbst vergnügten Breite seiner Darstellung eine Superiorität über die strenge, herbe Geschlossenheit zusprechen, die jeden Satz Lessings zum Epigramm prägt.

Muß denn auch immer der eine „über“ oder „unter“ dem andern stehn? Ist nicht nebeneinander Raum genug?

Man tut jedem einen schlechten Gefallen, den man mit einem gar zu Großen zusammenstellt. Seine Gegner wollen ihm den Platz nicht gönnen, seine Freunde verdrießt es, daß er durch den Abstand kleiner scheint, als er ist, und wer ihn noch nicht kennt, den macht allzuviel Lobeserhebung leicht mißtrauisch. So wurde Danzel durch Viscows verherrlichende Biographie im voraus gegen Viscow eingenommen.

Aber nie ist jemand Viscow so wenig gerecht geworden wie Hettner, der ihm vorwirft, er habe sich in seinen Briefen an Brühl zu kriechender Niedrigkeit entwürdigt.

Wie verhält es sich mit diesen Briefen?

Brühls rücksichtslose Finanzwirtschaft ist bekannt. Eine gefügige Kabinettsjustiz unterdrückte jede Äußerung, in der sich die im Lande gärende Unzufriedenheit Luft zu machen suchte. Auch Viscow wurde „wegen unanständiger Discurse über den Steuercredit und die Minister“ gefänglich eingezogen. In den Verhören handelt es sich besonders um die Räsonnements und Beschwerden über das hohe Ministerium, die er von Mitgliedern des Landtags und der Ritterschaft vernommen haben soll. Viscow bekennt sich schuldig. Er gibt zu, daß er sich *d'une manière indécente et peu convenable* über Brühl geäußert

habe. Er wendet sich an Brühls Großmut und „fleht ihn fußfällig an,“ seine Gefangenschaft zu enden. Doch über alle Punkte, die irgend einen andern mit hineinziehn könnten, verweigert er jede Auskunft. „Ich bekenne, daß ich bey vieler Gelegenheit frey und unbesonnen genug geredet habe; Allein es ist mir unmöglich, Zeit, Ort und Veranlassung anzugeben, . . . zu sagen mit wem, wann und wo ich solche Reden geführt, und was diejenigen, mit denen ich geredet, dazu gesaget. Ich bitte Ew. Exc. unterthänig, zu bedenken, ob es mir zuzumuthen.“

Dabei bleibt er. Seine Haft dehnt sich von Weihnachten bis Ostern aus, seine Gesundheit hält dem Winter im Gefängnis nicht stand, dazu kommt die Sorge um seine schwer erkrankte Frau und die Ungewißheit über sein Schicksal. Aber in den Widerwärtigkeiten der Haft wird die Sprache seiner Briefe nur um so freimütiger und entschiedner, und nichts vermag ihm ein Wort, eine Andeutung abzuwingen, wodurch ein andrer kompromittiert würde. Der erste Brief ist französisch geschrieben und in konventioneller Redeweise, die beiden letzten — gegen den damaligen Brauch — deutsch und in den schlich-
testen Worten. Man muß Biscows Briefe mit andern aus derselben Zeit vergleichen, man muß erwägen, wes sich ein Untertan zu versehen hatte, der geständig war, frei und unbesonnen über die Mißwirtschaft eines allmächtigen Gewalthabers geredet zu haben, dann wird man die ehrenhafte Gesinnung würdigen, die aus diesen Briefen spricht, und wird die paar Kurialien und höfischen Redewendungen auf Rechnung ihrer Zeit setzen.

Biscows übermütiger Humor hat ihn oft mit sich fortgerissen, der Meister der Satire hat seiner eignen Kunst nicht widerstehn können. Ein sinnreicher Einfall brannte ihm wie Feuer auf der Zunge, aber er wußte zu schweigen, wenn es die Ehre forderte. Aus seinen Schriften spricht ein klarer, freier Geist, ein selbständiger, tüchtiger Charakter. Wohl hat er „keine Riesen er-
leget, sondern mit Zwergen gekämpft,“ er führt uns oft nur in die kümmerliche Enge, darin die „Gesellschaft der kleinen Geister“ ihr Wesen treibt, aber seine frohe Laune streut bunte Lichter über all den öden Wust und läßt den trocknen Schulstaub lustig schimmern und flimmern. Ein schönes Nachwort zu seinen Schriften wäre das Kästnerische Epigramm „Neue“:

Die ihr durch mich noch was von Menday wißt,
Den schon die Welt, in der er schreibt, vergißt,
Lernt, Enkel, daß michs reut, Wiß so vertan zu haben:
Wenn Bernstein ein Insekt umschließt,
Zu kostbar liegt die Spinne da begraben.

